

Von Kiew nach Zürich: Die Geschichte einer Flucht

Die Ukrainerin Katia Augustin arbeitet bei einer Zürcher Grossbank. Ihre 65-jährige Mutter Nataliia lebte bis vor wenigen Tagen in Kiew. Die Tochter schildert die nervenaufreibenden Tage bis zum Wiedersehen in Zürich

GIORGIO SCHERRER (TEXT),
ANNICK RAMP (BILDER)

Die Ukrainerin Nataliia Tymofieieva und ihre Tochter Katia Augustin durchleben eine Geschichte, die noch vor kurzem undenkbar schien. Und die jetzt für Tausende zur Realität geworden ist. Die Mutter Nataliia, 65, war bis vor kurzem pensionierte Psychologin in Kiew und arbeitete wochenweise als Kinderbetreuerin, um ihre Rente aufzubessern. Jetzt ist sie ein Flüchtling. Tochter Katia, 41, ist Compliance-Angestellte bei einer Zürcher Grossbank und wohnt im südlichen Aargau. Sie ist jetzt plötzlich Fluchthelferin.

24. und 25. Februar: Die belagerte Stadt

«Vom Kriegsausbruch erfuhr ich in einem Whatsapp-Chat. Ehemalige Uni-Kollegen und ich hatten ihn eingerichtet, um etwas zur Feier von 20 Jahren Uni-Abschluss zu organisieren. Jetzt ging es darin um Bomben und Explosionen.

Am ersten Tag war ich noch gefasst. Meine Mutter wohnt in Kiew, mir war nicht klar, wie schnell die Stadt zum Kriegsgebiet werden würde. Als ich aber am zweiten Tag meine Mutter anrief, erzählte sie mir, sie habe die Nacht im Luftschutzkeller verbracht. Da spätestens wusste ich: Ich muss sie da rausholen. Noch vor zwei Wochen habe ich zu meiner Mutter gesagt: «Komm doch rüber zu mir in die Schweiz. Man weiss ja nie, was passieren wird.» Sie wollte nicht. Und auch am zweiten Kriegstag sagte sie mir: «Ich bleibe hier.» Das hat mich komplett fertig gemacht. Ich bettelte sie an: «Bitte, bitte mach einfach bitte mit.» Ich begann abzuklären: Was für Möglichkeiten gibt es? Wie kommt man aus der Stadt? Ich habe ukrainische Bekannte überall auf der Welt. Wir begannen zu schreiben, zu telefonieren, zu recherchieren. Ich hatte noch nie so viele Nachrichten-Apps auf meinem Handy.

Über Facebook kam ich mit einer Frau in Kontakt, die selbst auch in der Schweiz war und eine Tochter in Kiew hatte. Die Tochter war auf gut Glück zum Hauptbahnhof gegangen und hatte sich dort mit zwei anderen Frauen zusammengesetzt. Sie meinte: «Deine Mutter soll sofort zu uns kommen.» Und meine Mutter sagte: «Alles klar, ich gehe.» Da fiel mir zum ersten Mal ein Stein vom Herzen.»

Tag eins und zwei der russischen Invasion: Viele Bewohnerinnen und Bewohner Kiews versuchen, mit dem Zug zu fliehen. In sozialen Netzwerken kursieren Videos von Menschenmassen, die trotz Sirenengeheul auf den Bahnhof zurennen. Die russischen Truppen sind der Hauptstadt schon sehr nah. Die ukrainische Eisenbahn stellt ab dem zweiten Kriegstag Evakuierungszüge in den Westen zur Verfügung.

26. Februar: Der Bahnsteig in Lwiw

«Für den Zug von Kiew nach Lwiw hatten meine Mutter und ihre Gefährtinnen keine Tickets. Ich versuchte im Online-Webshop der Bahn welche zu kau-

fen, aber sie waren immer in Sekunden-schnelle wieder weg. Und so sagte ich mir: Es ist Krieg, da braucht man keine Tickets.

Sie stiegen einfach in den nächsten Zug. Er war vollgestopft, sehr langsam unterwegs, aber ich wusste: Er geht in die richtige Richtung. Doch als meine Mutter am Morgen des 26. Februar in Lwiw ankam, hatte sie fast keine Kraft mehr. Sie hatte drei Nächte nicht geschlafen und kaum etwas zu Essen mitgenommen.

In Lwiw standen meine Mutter und ihre Begleiterinnen auf dem Perron wie Sardellen in der Dose. Den ersten Zug zur polnischen Grenze verpassten sie. Der zweite hätte sie zu einem Grenzübergang gebracht, den man nur zu Fuss überqueren kann. Deshalb sagte ich ihnen: «Steigt wieder aus, es kommt sicher bald ein direkter Zug nach Polen.» Und dann kam keiner. Ich sass zu Hause und fragte mich: Habe ich jetzt einen fatalen Fehler gemacht? Meine Mutter und ihre drei Begleiterinnen standen auf dem Perron, bis sie mir sagten: Wir können nicht mehr.

Ich war in der Schweiz und habe alle Kontakte aktiviert: Wer hat wo Bekannte? Wer fährt wohin? Was sind die wichtigen Telefonnummern? Immer wieder schien es, als ob sich eine Möglichkeit ergäbe, dann zerschlug sich plötzlich wieder alles. Tag und Nacht habe ich geschrieben und telefoniert, geweint und gebetet. Meine Kinder sind acht und fünf. Sie haben mich noch nie so gesehen. Sie fragten mich: «Lebt Babuschka noch? Gibt es ihre Wohnung noch? Dort wird doch nicht geschossen, oder?». Ich konnte ihnen nur sagen: «Ich weiss es nicht, aber ja, auch dort wird geschossen.» Und meine Freunde – die, mit denen ich eigentlich 20 Jahre Uni-Abschluss feiern wollte – die stehen mit der Waffe in der Hand auf der Strasse und verteidigen ihre Stadt.»

Tag drei der Invasion: Der Bahnsteig von Lwiw – auf Deutsch Lemberg – wird zur Zwischenstation für Flüchtlinge aus dem Osten. Fotos von vollgestopften Perrons, Videos von drängelnden Passagieren machen die Runde. Auch Nataliia und ihre Begleiterinnen schicken solche Aufnahmen in die Schweiz. Die meisten hier wollen weiter nach Polen. Zum Beispiel via Przemysl, einer der wichtigsten Grenzübergänge. Nataliias Reisebegleiterin schreibt in die Schweiz: «Wir haben versucht, in den Zug nach Przemysl zu steigen.» Vergebens. Zu diesem Zeitpunkt geht die Uno bereits von 160 000 Menschen auf der Flucht aus.

27. Februar: Der Bus nach Polen

«In Lwiw konnte meine Mutter schliesslich bei einem Bekannten übernachten. Am nächsten Tag kamen sie nicht mehr zum Bahnhof – zu viele Leute. Ich versuchte, andere Routen zu finden. Ein Kollege aus Polen hatte schon am Vortag gesagt, er könne sie mit dem Auto holen. Doch an der Grenze wurde er nicht ins Land gelassen. Ich erfuhr, dass es mit dem Auto ohnehin schwierig war. Die 30 Kilometer bis zur Grenze waren ein einziger Stau. Und laufen und dann stundenlang an der Grenze anstehen las-



Eine wiedervereinte Familie: zu Hause bei Katia Augustin im südlichen Aargau.

sen konnte ich meine Mutter auch nicht. Irgendwann fand eine meiner Helferinnen ein österreichisches Busunternehmen, das noch Fahrten anbot. Sie hatten erst keinen Platz mehr, doch als ich sie bekniete, liessen sie meine Mutter und ihre Gefährtinnen mitfahren. Sie meinten aber, das dürfe sich nicht herumsprechen, sonst würden alle den Bus nehmen wollen. Das habe ich beim Organisieren immer wieder erlebt: wie unterschiedlich die Leute sind, die man um Hilfe bittet. Die einen unterstützen, ohne auch nur einen Rappen dafür zu verlangen. Die anderen muss man anbetteln und sie verlangen 400 Euro für eine Fahrt. Mir ist das egal, ich kann das zahlen. Aber bei vielen in der Ukraine sind ein paar hundert Euro alles, was sie an Geld haben.

Irgendwann, am vierten Tag des Krieges, habe ich dann eine Nachricht von meiner Mutter erhalten: Wir sind im Bus nach Polen. Da fiel mir zum zweiten Mal in diesen Tagen ein Stein vom Herzen.»

Tag vier der Invasion: Eigentlich dauert die Fahrt von Lwiw bis zur Grenze wenige Stunden. Doch wegen der Tausenden von Flüchtlingen können daraus auch Tage werden. Nataliia schreibt ihrer Tochter: «Wie lange die Reise dauern wird, wissen wir nicht. Aber es ist auch nicht wichtig.» Tochter Katia schickt Herz-Emojis, Mutter Nataliia schickt welche zurück. Sie schreibt: «Nimm Medizin und ruh dich aus, meine liebe Tochter.» Teile von Kiew, Nataliias Heimatstadt, werden an diesem Tag von russischen Verbänden bombardiert.

28. Februar: Das Warten vor der Grenze

«Aus dem Bus sah meine Mutter die Autoschlängen und die Menschen, die zu Fuss auf dem Weg zur Grenze waren. Dann begann es zu schneien. Das war schlimm für die Leute draussen. Denn in der Ukraine haben nicht alle Mammuts-Jacken wie die Leute in der Schweiz. Sie waren sofort klitschnass.

Meine Mutter steckte in einer Auto-kolonnen fest, irgendwo vor der Grenze. Es ging voran, aber langsam. Und ich konnte nichts machen, hatte, was die Reise meiner Mutter anging, plötzlich keine Aufgabe mehr. Ich gab dafür Tipps und Kontakte weiter an andere Familien, deren Angehörige noch weniger weit waren. Ich schrieb ihnen: «Seid sparsam mit eurem Akku und schreibt euch alle wichtigen Telefonnummern auf Papier auf, damit ihr sie auch von einem anderen Telefon aus anrufen könnt.»

Meine Uni-Kollegen organisierten zu diesem Zeitpunkt medizinische Vorräte und Zutaten für Molotow-Cocktails. Andere griffen zur Waffe. Einem von ihnen schrieb ich: «Wie kann ich dir Geld spenden?» Er antwortete: «Ich kann mit deinem Geld gerade nichts anfangen, ich komme nicht zum Einkaufen. Ich kämpfe.» Das hat mich stolz gemacht. Und dann erst unser Präsident! Früher nannte ich ihn immer den Comedy-Klub-Präsidenten, weil er ja mal Komiker war. Ich hätte nie erwartet, was für ein toller Mann das ist. Er hat keine Angst – im Gegensatz zu Putin, der sich in seinem Bunker versteckt.

Nie hätte ich gedacht, wie ich mich von heute auf morgen mit meinem

Heimatland identifizieren würde. Ich lebe schliesslich seit 20 Jahren nicht mehr dort, seit 18 Jahren bin ich in der Schweiz. Meinen Kindern habe ich gar Russisch statt Ukrainisch beigebracht, weil mir das nützlicher schien. Wenn ich jetzt Bilder sehe von Kiew, meinem zerrümmerten Zuhause, kommt so eine Wut in mir hoch und so ein Stolz auf mein Volk.

Ich telefonierte jeweils am Abend mit meiner Mutter und fragte sie, wie weit sie schon waren, ob es etwas Neues gab. Am ersten Abend fragte ich sie nach der Kleidergrösse von ihr und einer ihrer Gefährtinnen. Denn sie sollten ja beide zu mir in die Schweiz kommen. Ich brauche doch wenigstens ein paar saubere Unterhosen für euch, sagte ich zu meiner Mutter. Sie antwortete – und das werde ich nie vergessen: «Mach dir keine Sorgen, im Gegensatz zu Putin und Lukaschenko haben wir noch etwas saubere Wäsche.»

Tag fünf der Invasion: Der Stau vor der polnischen Grenze ist etwa 30 Kilometer lang. Nataliia schreibt ihrer Tochter: «Wir stecken in der Kolonne fest und haben einen kleinen Spaziergang gemacht. Die Leute aus der Umgebung haben uns eine köstliche Suppe, Tee und etwas Süßes gebracht. Sie tun für uns viel Gutes. Wann wir über die Grenze können, wissen wir nicht. Aber mach dir keine Sorgen, meine Kleine, alles ist gut.» Wenige Stunden nach dieser Nachricht, um 21:44, fahren Nataliia und ihre Gefährtinnen über die Grenze.